

Die Deborah.

Jüdisch-Amerikanische Familienzeitung.

Vorwärts! meine Seele.

תדרכי נפשי צו

Vorwärts, mit Macht.

30. Jahrgang.

Cincinnati, O., den 20. August 1886.

Nummer 8.

Metrische Psalm-Übersetzungen.

Von

Michel Levy in Trier.

Psalm 67.

Gott mög' gnädig auf uns sehen,
Segen uns gewähren;
Nicht uns spenden von den Höhen,
Ewig uns verkären.

Daß man Deinen Weg erkenne
Auf der ganzen Erde;
Alle Welt Dich Helfer nenne,
Dir gehuldigt werde.

Daß Dich alle Völker preisen,
Jauchzen Dir Nationen;
Denn Du wirst sie unterweisen,
Stets bei ihnen thronen.

Wirst sie sanft auf Erden leiten
Und gerecht sie richten;
Du wirst sie zu allen Zeiten
Dir zum Dank verpflichten.

Erde wird Getreide geben,
Unser Gott uns segnen,
Und in heiligem Erbeben
Alles sich begegnen!

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Ein deutscher

Minister.

Roman von E. Kohn, Verfasser von „Gabriel“.

(Fortsetzung.)

„Ich bin, wie Excellenz andeuteten, ein verdorbener Student. Meine Eltern, wohlhabende Bürgerleute in einem kleinen Städtchen, hatten mich dem Gelehrtenstande bestimmt, und ich hatte, nachdem ich das Gymnasium absolvierte, das Studium der Rechtswissenschaften gewählt.“

In der Universitätsstadt Tübingen lernte ich zu meinem Unglück Franz von Miltenberg kennen; er war damals Cornet bei den Dragonern, die damals in Tübingen lagen. Ich war ein lustiger, witziger Mensch, zu tausend tollen Streichen aufgelegt, und Miltenberg schien, trotz seines unerträglichsten, jeden Bürgerlichen verletzenden Adelsstolzes, an mir Gefallen zu finden. Er lud mich ein, ihn zu besuchen, — o, hätte ich nie die Schwelle seines Zimmers betreten!“

Hummer hielt einen Moment, von schmerzlichen Gedanken überwältigt, inne,

Nach einer kurzen Pause fuhr er wieder fort:

„Wer mit mir näher umging, mußte meine mißliche Lage kennen, und auch Miltenberg kannte sie. Ich lebte verschwenderisch und ziellos. Die mäßigen Beträge, die mir mein Vater allmonatlich sandte, genügten nicht für meine großen Ausgaben. Ich fiel zunächst gewissenlosen Wucherern, wie sie sich in jeder Universitätsstadt vorfinden, und als diese mich vollends ausgesogen hatten, dem noch miserableren Franz von Miltenberg in die Hände. Erst in meiner bittersten Noth, in voller Verzweiflung wandte ich mich an ihn. Zu meinem größten Erstaunen und zu meiner angenehmsten Ueberraschung entsprach er in wohlwollendster, höflichster Weise meinem Wunsch. Ich ward sein Schuldner. Er forderte sein Geld nicht mehr zurück, im Gegentheil, er drang mir förmlich noch mehr Geld auf. So kam ich allmählig tief in Schuld bei ihm und konnte daher die erste Gefälligkeit, welche er sich von mir erbat, nicht gut abschlagen. Er ersuchte mich nämlich, bei der gewaltsamen Entführung einer Bürgerstochter mitzuwirken. Ich war ein sehr leichtsinniger Mensch und er verstand es, meine Einwände und Bedenken niederzuschlagen und mir auszureiben. Halb stellte er es als Scherz dar, Therese Dormer — so hieß das Mädchen — meinte er, würde erst zu schreien beginnen, wenn sie sicher wüßte, daß es Niemand mehr hören könne. Ich kannte das Mädchen nicht. Halb lag ich schon in seinen Banden und es gelang ihm schließlich, mich zu verleiten. Es war dies mein erster Schritt auf der abschüssigen Bahn des Lasters.“

Hummer holte tief Athem, dann fuhr er fort:

„Miltenberg erreichte seine schändlichen Zwecke, aber die Sache hatte Folgen. Das unglückliche Opfer seiner brutalen Leidenschaft beging Selbstmord, ihr tiefbetrübter Vater wurde klagbar und die Gerichte mußten einschreiten. Aber damals herrschte Eberhard Ludwig und nicht Carl Alexander im Lande, und statt des hochherzigen Oppenheim war ein Gräuenitz Minister. Alle Richter waren bestechlich und Edelleute standen über dem Gesetze. Miltenberg ging ganz straflos aus und der Consequenz halber mußten auch seine Helfer geschont werden. Die Gerichte sprachen mich frei, aber die Universität ging unparteiisch vor, und ich wurde ausgestoßen. Von den Bürgern gemie-

den, von den Studenten verachtet, mußte ich Tübingen verlassen. Ich ging in die Heimath zurück, fand aber auch da Haus und Herz meines Vaters für mich verschlossen. Ich war von aller Welt verlassen, — mein Schicksal war ein hartes, aber wohlverdientes!“

„Mittlerweile war der alte Freiherr Kurt von Miltenberg gestorben. Franz, der Erbe, übernahm die großen Herrschaften. Wohl nur, um sich ein gefügiges Werkzeug zur Ausführung schmutziger Pläne zu halten, bot er mir die Stelle eines Forstbeamten an. Ich war ein guter Schütze und nahm gerne die Stelle an. Ich wollte sein Diener werden. . . . und ward sein Sklave!“

Hummer hielt erschöpft inne. Oppenheim fühlte fast Mitleid mit dem Entarteten; ja, Miltenberg war nicht nur ein Tyrann, er war auch ein Berberber für jeden, der sich ihm angeschlossen.

„Ich hing ganz von Miltenberg ab“, fuhr Hummer fort, „und diese Abhängigkeit vermehrte sich noch, als ich leichtsinnig genug war, ein hübsches junges Mädchen, das Vertrauen und Liebe zu mir gefaßt hatte, zu heirathen und somit für Weib und Kinder zu sorgen hatte.“

„Miltenberg ließ mich nie zu Athem, mein Gewissen nie zu Ruhe kommen. Wo er irgendwo ein Unrecht durch Gewalt oder List verüben wollte, mußte ich mitthun. Ich mußte Fälschungen der verschiedensten Art ausführen, und immer glieberreicher wurde die Verbrecherkette, die mich an ihn fesselte.“

Wieder hielt Hummer erschöpft inne; auf ein Zeichen des Ministers nahm er einen Schluck Wein.

„Excellenz“, sprach er dann wehmüthig, „ich werde, bevor ich aus dem Leben scheide, einer Liste aller jener Fälschungen, die ich auf Miltenberg's Befehl vornehmen mußte, und deren ich mich erinnern kann, abfassen, vielleicht kann ein Theil des Unrechtes noch gut gemacht werden. Ich will möglichst repariren, was ich verbrochen habe.“

„Bisher“, seufzte Hummer, „hätte ich noch kein Menschenblut vergossen, belästigte kein Mord meine Seele. Den Tod der schönen Therese Dormer, die uns so flehentlich bat, ihre Ehre zu schonen, habe ich nicht verschuldet. Miltenberg hätte dieses geistvolle, gebildete Mädchen heirathen können, aber er wollte sich nicht binden, sich nicht zur Treue verpflichten, er fand Gefallen daran, Ehemänner zu betrügen, Väter zu überlisten oder Ge-

waltthaten zu üben, mitunter auch eine Unschuld durch Schwüre zum Falle zu bringen, um sie dann unter Spott und Hohn von sich zu stoßen. Ich will die letzten Tage meines Lebens nicht dazu benützen, die Träger edler Namen, deren Gattinnen und Töchter sich vergangen haben, in Ihren Augen herabzuwürdigen. — Miltenberg war verwöhnt, denn der stattliche Mann, der zur Erreichung seiner Ziele nichts unversucht ließ, hatte stets Erfolg gehabt; zu Gewaltmaßregeln hatte er in der letzten Zeit nicht mehr gegriffen, weshalb er sich nach Abwechslung sehnte. In Hans von Möldern's Haus glaubte er solche erspäht zu haben. Diesem alten, armen, aber sehr würdigen Edelmann wuchs ein gar liebliches Enkelkind Namens Friderike heran.“

„Ah!“ tönte ein Ruf der Ueberraschung von allen Seiten und die Mitglieder des Gerichtes rüdten ihre Stühle näher zum Gefangenen, um ja kein Wort seiner hochinteressanten Enthüllungen zu verlieren.

„Meine hohen Herren! Sie kannten wohl alle Hans von Möldern?“ Hummer mußte innehalten, er schlug die Hände vors Gesicht und begann zum erstenmal während des langen Verhöres heftig zu schluchzen. Erst nach einigen Minuten konnte er weiter sprechen:

„Dieser pensionirte Offizier Möldern verlor durch den Tod alle seine Angehörigen, nur Friderike, das Kind seiner Tochter, war am Leben. Sie war ein herrliches Geschöpf, er hütete sie sorgfamer als seinen Augapfel. Diese wieder pflegte ihren vierundsiebenzjährigen Großvater mit der hingebendsten Zärtlichkeit; die Liebe der Beiden zu einander war eine wahrhaft rührende.“

Möldern hat keinerlei Einkommen, als seine Pension und mußte daher sich sehr beschränken. Er bewohnte mit seiner Enkelin und noch einem alten Invaliden Namens Ott ein kleines, abgelegenes Häuschen, das er für billiges Geld gemiethet hatte. Friderike's Liebreize erweckten die rohen Begierden des Miltenberg, aber Großvater und Enkelin wiesen jede Annäherung des Wüßlings entschieden zurück. Miltenberg ist jedoch nicht der Mann, der ein erwähltes Opfer sich nehmen ließe. Als eines Tages der alte Möldern abwesend war und ich den Invaliden Ott vom Haus weggeleckt hatte, begab sich mein Herr in das abgelegene Landhaus und sprach mit Friderike von seiner Liebe, warb, um sie zu

bestücken, um ihre Hand, doch das sechzehnjährige Mädchen, halb noch ein Kind, lachte zuerst, erschrock aber bald, als er bringender wurde, und als er kühn das Mädchen bestürmte, trat gerade ihr Großvater in Begleitung von noch zwei Herren ins Zimmer und das Zusammentreffen hatte zur Folge, daß der beleidigte Greis Miltenberg zum Duell auf der Stelle forderte, wozu dieser sich lachend bereit erklärte und den Degen als Waffe wählte. Einer der anwesenden Herren war der gefürchtetste Fechter von Eßpenheim und dieser erklärte zum Schrecken Miltenberg's, für Herrn von Möldern in den Zweikampf eintreten zu wollen. Da bat Miltenberg um einen Vergleich und erbot sich zu jeder andern Satisfaktion, wenn er sich nicht schlagen müsse. Baron Kaltenbrunn war der zweite Begleiter von Möldern, und dieser entwarf eine Urkunde, in welcher Miltenberg sein Benehmen in für ihn empfindlichsten Worten brandmarkte und sich mit seiner Cavaliersehre verpflichtete, jederzeit, wenn es Hans von Möldern, oder im Falle seines Ablebens der Vormund der Friederike forderte, diese Dame zum Traualtare führen zu wollen, und demgemäß auch ohne Erlaubniß des Großvaters oder Vormundes der Friederike keine Ehe einzugehen, so lange dieses Mädchen sich nicht anderweitig verheiratet hat. Nachdem dieses Schriftstück unterfertigt war und von Möldern es in einen großen schwarzen Schrank eingeschlossen hatte, erklärte er, er wolle nun das vollendete achtzehnte Lebensjahr seiner Enkelin abwarten, dann ihre Trauung mit Miltenberg vollziehen, die neugeschlossene Ehe aber sofort wieder lösen lassen. Er bestimmte auch zugleich Eßpenheim zum Vormund."

"Miltenberg langte halb wahnsinnig daheim an. Er, der kein anderes Gesetz als seine Willkür kannte, der Alles seinem schrankenlosen Egoismus unterordnen wollte, war jetzt plötzlich auf Gnade und Ungnade in die Hände eines Andern gegeben."

"Er ließ seinen schlauen Rathgeber Jürgen rufen. Dieser war einer der niederträchtigsten Menschen auf Erden. Er gab nur Rathschläge, elende, nichtswürdige Rathschläge, — aber keiner auf der Welt konnte ihn veranlassen, beim Ausführen seiner eigenen Pläne mitzuwirken. Er scheute nicht das Verbrechen, aber fürchtete die Strafe. Miltenberg hatte keine Macht über ihn, im Gegentheil, er beherrschte offenbar seinen Herrn. Stundenlang saßen diese Beiden beisammen und brüteten tückische Pläne — Jürgen war entsetzlich klug. Er wußte, daß das Entwenden der Urkunde nur halben Werth hatte, so lange Eßpenheim lebte. An Kaltenbrunn lag weniger; der stand in fremden Diensten, war mit Möldern nur oberflächlich bekannt, aber der zum Vormund bestellte Eßpenheim, der noch dazu ein Verwandter von Friederike war, der mußte zuerst aus dem Felde geräumt werden."

"Um diese Zeit machte ein Mailänder Fechtmeister Albrante großes Aufsehen in Stuttgart. Der Herzog Eberhard Ludwig, ein großer Freund der Italiener, hatte ihn freundlich aufge-

nommen, und der Mailänder wurde wegen seiner wunderbaren Geschicklichkeit allseitig geschätzt. Es war ohne Zweifel Jürgen's Rath, daß Miltenberg diesen Ausländer zu sich auf's Schloß lud. Acht Tage später erzählte man, Eßpenheim sei von einem italienischen Kaufbolde, dem berühmten Fechtmeister Albrante, gefordert und im Duell getödtet worden. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß Albrante von Miltenberg um hohes Geld für diesen Zweck gebungen war."

"Jetzt war für Miltenberg der günstige Zeitpunkt gekommen. Kaltenbrunn war mittlerweile verschollen, kein Einziger wußte, was aus ihm geworden. Es galt nun, das Dokument wieder zu erlangen und zu vernichten. Im Rathe mit Jürgen beschloß Miltenberg, Lorzing und ich sollten zu einer geeigneten Zeit, wo Möldern und seine Enkelin abwesend waren, in die Wohnung desselben einsteigen, den großen schwarzen Kasten im zweiten Zimmer öffnen und das wichtige Dokument stehlen."

"Mein Bedenken, daß ein solcher Diebstahl scheußlich wäre, wurde mir von Jürgen und Miltenberg dahin widerlegt, daß damit gar kein so großes Unrecht begangen werde. Möldern oder Friederike wollen ja gar keinen Vortheil aus dem Dokument ziehen, sondern es lediglich zu Nachzwecken benutzen; sie an der Ausführung ihres sündhaften Vorhabens zu verhindern, sei sogar noch eine lobenswerthe That. Miltenberg aber wäre mit Vernichtung dieses Papiers ein großer Dienst erwiesen, den er reichlich lohnen sollte. Alle stürmten auf mich ein, auch Lorzing, der ein ebenfalls gewissenloser Mensch war, hatte sich zur Ausführung dieses Spasses, wie sie es nannten, schon bereit erklärt und so blieb mir nichts anderes übrig, als ebenfalls zuzusagen, denn Miltenberg hatte mich in seiner Gewalt, wie der Teufel eine arme Seele."

"Jürgen's Aufgabe war, den günstigen Zeitpunkt, wo alle vom Hause abwesend waren, zu erkundschaffen. Dieser fand sich bald. Möldern war mit seiner Enkelin und Ott zu einem Hochzeitsfeste in die Stadt gefahren. Vor Mitternacht war ihre Rückkunft nicht zu erwarten. Es war eine trübe Winternacht; nur die Schneemassen erhellten ein wenig ihre Umgebung. Wir waren mit allen Diebstahlswerkzeugen gut ausgestattet und so kletterten wir mit Hilfe einer Strickleiter über die hintere Gartenmauer und gelangten ohne besondere Mühe bis an den Schrank. Siehst Du, Hummer, sagte Lorzing, man darf sich die Sache nicht so schlimm vorstellen; da sitzen wir jetzt in einer warmen Stube, die Fensterläden sind geschlossen, so daß man von draußen unser Licht nicht sehen kann, in größter Gemüthlichkeit öffnen wir diesen Schrank und nehmen den Wisch an uns. Keiner braucht zu ahnen, daß ein Mensch hier war. . . . Wenn der alte Narr einmal seinen Schein sucht und ihn nicht findet, mag er denken, was er will. Wir bekommen ein schönes Stück Geld und keinem Menschen geschieht dabei etwas zu Leide. Es ist dies wahrhaftig die angenehmste Arbeit, die ich noch jemals gethan habe."

"Wir wollten gleich an das Öffnen

des Schranke gehen, aber unsere Finger waren von der Kälte erstarrt. Nachdem wir die Hände erwärmt hatte, setzten wir aus unserm Schlüsselbund einen Schlüssel an und er sperrte auch gleich. Aber beim Öffnen der Flügelthüre schlug Lorzing enttäuscht die Hände zusammen. Mein Gott! das wird ein böses Stück Arbeit. Der ganze Riesenschrank enthielt nichts als Papiere, von welchen er vollgepfropft war. Es war hier offenbar ein complettes Archiv. Wir öffneten einen Aktendübel nach dem andern, stets vergebens. Nach angestrengtem einstündigen Suchen erkannten wir endlich die Unmöglichkeit, zu einem Resultat zu gelangen. Die Thurmuhre schlug die elfte Stunde. Ich drang nun in Lorzing, mit dem Zusammenpacken und Zurechtlegen der Papiere wieder zu beginnen, da Möldern bald wiederkommen könnte. Er nannte mich einen Dummkopf und fing an, wie wüthend herumzuwühlen und jeden Bündel, der das Gesuchte nicht enthielt, schleuderte er weit von sich, so daß die Papiere durcheinander gestreut den ganzen Erdboden bedeckten. Was thust Du? fragte ich erstaunt, worauf er mir zur Antwort gab: „Wärs Du kein Dummkopf wüßtest Du es, ohne zu fragen. Wir dürfen unerrichteter Sache nicht heim kommen!“ mit diesen Worten zündete er mit seinem Richte die Papiere an. „Du Nichtswürdiger! — schrie ich — willst Du auch noch Brandstifter werden, den armen Greis und das unschuldige Kind um ihre letzte Habe bringen? Das geht weit über unsern Auftrag!“ Lorzing hatte hierauf keine andere Entgegnung, als nur ein freches Lachen, wobei er alles Entzündbare in Brand steckte. „So, sagte er endlich, jetzt lösche, wenn Du kannst, wollen wir sehen, wer von uns Beiden sein Ziel besser erreicht; ich rathe Dir aber, komme schleunigst mit mir. Stehlen konnten wir mit bestem Willen die Schrift nicht, möge sie nun verbrennen. Willst Du als guter Narr den Born Miltenberg's herausfordern, oder hast Du Lust, mit dem Strafgericht in Konflikt zu kommen, dann bleibe ruhig hier und versuche vergeblich, das Feuer zu löschen. Ich rathe Dir aber, suchen wir, uns rasch aus dem Staube zu machen.“ Lorzing faßte mich am Arme, blieb aber selbst wie versteinert stehen, denn eine heisere Stimme rief uns zu:

„Räuber! Mordbrenner!“

„Ich wandte mich um, es war Möldern, der gebeugte Greis. Sein schönes Haupt war von Silberlocken umwallt, er beugte am ganzen Leibe, ein kleines Kind konnte jetzt den einst so tapfern Krieger überwinden. Aber auch ich zitterte wie Eßpenlaub — namenloser Schreck ergriff mich — in dem Augenblick, das fühlte ich, entschied sich mein Loos für immer. Ich mußte meinem vorherigen Verbrechen ein weiteres, größeres anfügen — oder dem Strafgerichte verfallen."

"Möldern hatte uns als Miltenberg'sche Leute an unsern Uniformen erkannt. „Was wollt Ihr? Was beginnt Ihr? — rief er — Warum begnügt Ihr Euch nicht mit Raub und Diebstahl? Macht den alten, invaliden Krieger, die arme

Waise zu Bettlern, aber zerstört nicht unser friedliches Heim! Doch Ihr seid von der Miltenberg'schen Bande, habt Eure Uniformen nicht abgelegt, damit man meine, Ihr schleicht Nachts herum, nur um Wilddieben aufzulauern, seid aber selbst ehrlose, gottvergeßene Diebe! An den Galgen oder ans Rad sollt Ihr mir kommen, ehe noch drei Tage vergangen sind!"

„Er muß sterben!“ raunte mir Lorzing zu, „wir haben keine Wahl!"

„Allmächtiger Gott!“ schrie Hummer hier auf, „warum gab ich mir in diesem Momente nicht selbst den Tod! Es wäre für mich besser gewesen!"

Alle horchten mit gespannter Aufmerksamkeit; es herrschte eine furchtbare Ruhe im Gerichtssaale, man hörte einige Minuten nichts, als die tiefen Athemzüge Hummer's, der förmlich zusammengefunken war und schwer keuchte. Plötzlich erhob er mit gewaltiger Anstrengung sein Haupt und erzählte weiter:

„So kurz auch die Zeit war, während welcher der alte Möldern unsere Aufmerksamkeit fesselte, hatte sie doch genügt, daß das Feuer mittlerweile mit rasender Schnelligkeit um sich griff. Lorzing, der die Absicht gehabt hatte, sich auf den alten Mann zu werfen und ihn mit seinem Waidmesser zu durchbohren, fand hierzu keine Zeit mehr, denn das Feuer machte es uns unmöglich, nur noch einen Augenblick länger an der Stelle es auszuhalten zu können. Er öffnete rasch den Fensterladen, und mit einem Sprung war er im Freien. Ich mußte ebenso diesen Ausweg einzuschlagen suchen, es war noch der einzig offene, denn der Vorhang vor der Thüre, durch welche Möldern noch vor einer Minute ins Zimmer getreten war, hatte Feuer gefangen, das umgebende Holzwerk in Brand gesetzt und die Flucht durch die Thüre unmöglich gemacht. Auch Möldern merkte jetzt die drohende Feuergefähr. Er, der frühere kühne Krieger, erbeute jetzt. O Gott, ein Feuertod muß etwas Furchterliches sein. Wenn so die Flammen an den Menschen hinarbeiten, wenn er bei vollem Bewußtsein stückweise geröstet wird. . . oh! oh! es ist zu furchtbar.“ Hummer sank wie betäubt nieder.

Niemand wagte, die im Saale herrschende Stille zu unterbrechen. Die Wände dieses Saales hatten viele Geständnisse vernommen, gräuliche Verbrechen, aber daß ein Gefangener ungefoltert, aus freien Stücken sein Verbrechen so getreu, so lebendig mitgetheilt hätte, war noch nie dagewesen; Hummer war gebildet und wußte gut zu erzählen.

Mit übermenschlicher Kraft raffte er sich wieder empor; er wollte mit seinem Geständnisse zu Ende kommen.

„Retten wir uns! — rief Möldern — ich muß für mein Enkelkind noch leben! Draußen im Freien will ich mit Euch abrechnen! . . .“ Meine hohen Richter, es gibt Momente im Leben, wo eine Sekunde ein ganzes Menschenalter aufwiegt, wo ein Wort entscheidet, ein Blick, ein Gedanke unser Schicksal bestimmt. Möldern hatte offenbar die zu mir gesprochenen Worte in seiner Angst ausgestoßen und deren Folgen nicht erwogen.

Er gemahnte mich damit auch an mein Weib, an meine Kinder, an die einzigen Wesen, die mit selbstloser Treue mir zugethan sind. Ich mochte nicht für eine Welt voll Seligkeit diese allein, schutzlos, in bitterster Noth und Elend dem Erbarmen anderer, fremder Menschen überlassen. Der Gedanke an meine Frau als arme Wittve, meine guten, lieben Kinderchen als Waisen, verstoßen, mißhandelt, getreten, welche vielleicht erfrieren oder verhungern müßten, der Gedanke durchirrte mit Blitzesschnelle mein Gehirn. Ich mußte leben! Sollte ich nun mein und Möldern's Leben retten, damit er mich verrathe und ich dann mit meinem kräftigen Körper ans Rad geschnitten werde, um nach stundenlangen Qualen und gliedweiser Zerschmetterung zu sterben? Was konnte bei einer Abrechnung für mich herauskommen? Lediglich Nachtheil und Unheil, für mich und meine Familie! O, Möldern, Möldern!" rief Hummer, die Hände krampfhaft ringend. "Warum hast Du das gethan, warum hast Du so gesprochen? ... Du mußt es dadurch den martirvollen Feuertod erleiden."

Hummer blickte wie ein Wahnsinniger um sich; er wußte nicht, wo er stand. Es schien, als ob seine ganze Vergangenheit und seine Zukunft ihm plötzlich drohend gegenüber getreten wäre und er jetzt seine eigene Leichenrede hielte. Er starrte wie betäubt in den leeren Raum, und doch arbeitete sein Gehirn in diesem Momente thätiger als sonst. Er sah — Möldern — ringsumher von einem züngelnden Feuermeer umgeben.

Man mußte ihn aus diesem geistigen Banne lösen; und nach einer Pause rief ihm der Minister zu:

"Sammele Er sich, Hummer! Erzähle Er weiter... Was geschah nun?"

Der Gefangene zuckte bei den Worten Oppenheim's zusammen; er blickte ihn zuerst blöde an, — dann fuhr er sich langsam über die Stirne, von welcher kalte Schweißtropfen perlen, und drückte die Hand vor die Augen, als wolle er dadurch die Gebilde seiner Erinnerungen verschleichen, und schaute dann wie ein Erwachender um sich.

"Was geschah weiter? Sprecht!" drängte jetzt auch der Kanzler.

"Was weiter geschah?" wiederholte Hummer mit einer hohlen, gebrochenen, völlig klanglosen Stimme. "O, es war die That eines einzigen Augenblicks, aber..." Er schrie laut auf, daß alle Anwesenden erschrecken: "In Jahrtausenden... nein, nein, mehr... in endloser Ewigkeit... nie... gar nie — so lange meine von Gott verfluchte Seele lebt... kann ich die That ungeschehen machen!... Ich... ich sprang durchs offene Fenster... und... als Möldern mir folgen wollte... so... o Gott!... ich habe ihn nicht getödtet... nein, nein, nein, und tausendmal nein!... ich... ließ... ihn... nur... nicht... entfliehen! Ich und Lörzing, wir beide stießen ihn... nur zurück... zurück in die Flammen... Er rang mit uns... er, der schwache Greis, mit der Niesenstärke zweier verzweifelter Verbrecher, — und er unterlag... Er mußte zurück

... zurück in die Flammen... Zuletzt bat er... er flehte so erbarmungswürdig, so herzbrechend! Ich stand auf der Straße, nur fünf Schritte vom Fenster entfernt. Wie da drin alles loberte und prasselte! Noch einmal sammelte der Greis all seine Kraft... noch einmal drängte er sich aus dem Fenster... Laßt mich, laßt mich, flehte der alte Mann mit ersterbender Stimme; aber... ich warf ihn zurück... ins knisternde Feuer...! Ich war's nicht allein, — auch Lörzing that mit... Oh! ich sah noch, wie er hell aufflammte... dann hörte ich einen Schrei... ich hör' ihn noch!... und werd' ihn hören in Ewigkeit... Einen Schrei, den Niemand vergißt, der einen solchen je gehört hat und der da weiß — daß er ihn verschuldet hat, — einen Schrei, der das Herzblut vereisen macht, — den Tiger zum Lamme umwandelt, — die Hyäne zu Thänen rühren möchte. Der Anblick wurde mir grauenhaft... aber es war zu spät... für ihn... und auch für mich. — Zu spät... für ewig!"

Hummer sprach die Worte immer leiser, leiser, zuletzt nur noch deshalb hörbar, weil Todtenstille im Saale herrschte. Er athmete tief auf und war in dem Momente schrecklich anzusehen. Seine Gesichtsfarbe schien blaugrau; die Augen waren roth unterlaufen und von violetten Ringen umgeben; der Mund war verzerrt und schäumte; die Unterlippe hing schlaff herab.

Der Minister fürchtete, Hummer möchte der Aufregung erliegen, und so wohlthätig auch ein rascher Tod für den Gefangenen gewesen wäre, er hatte doch noch Vieles zu gestehen, sein Leben mußte womöglich erhalten werden.

Oppenheim ließ dem Deliquenten einen frischen Becher Wein reichen und gestattete ihm, sitzend zu sprechen.

"Hummer", sagte er, "fasse Er sich. Geschehenes kann allerdings nicht ungeschehen gemacht werden, — aber der allmächtige Gott ist auch ein Gott der Gnade und Barmherzigkeit. Das Auge Gottes hat nicht nur alle Eure Verbrechen gesehen, sondern es sieht auch jetzt die Reue in Seinem Herzen. Erleichtere Er nur Sein Herz und spreche er weiter."

Nachdem Hummer einen Trunk gethan hatte, bekam sein Gesicht etwas natürlichere Färbung, und er konnte mit leiser, heiserer Stimme weiter mittheilen:

"Lörzing machte mich auf ein nahendes Geräusch aufmerksam. Wir hörten Haderrollen und Pferdetraben. Tribüne kam in Begleitung des alten Ott und einiger Herren zu Pferde. Wie festgewurzelt stand ich noch da, als die kleine Gesellschaft schon um die Straßenecke gezogen hatte. Ich hörte plötzlich den Ruf: 'Räuber! Mordbrenner! Mein Großvater! Helft!' Man mußte uns bemerkt haben, denn zwei der Reiter gaben ihren Pferden die Sporne und eilten auf uns zu. Als ich umschaute, war Lörzing schon fort und unsichtbar. Ich erkannte meine Gefahr und stürzte dem nahen Walde zu, wo ich vor Verfolgung sicher war. Nach langem Umherlaufen kam ich endlich um drei Uhr des Morgens auf Schloß Miltenberg an. Lörzing erwartete mich schon mit fieberhafter Aufre-

gung. Von keinem Menschen bemerkt, begaben wir uns nach Miltenberg's Cabinet. Da saßen sie, Miltenberg mit Lörzing, gemüthlich beim Weine. Lörzing war schon lange vor mir da gewesen und hatte genau berichtet. Als ich eintrat, rief Miltenberg mir zu: 'Es ist vorüber... was... Hummer? Verbrannt zu Staub und Asche!'

"Verbrannt zu Staub und Asche!" wiederholte ich. Er starb wie ein Märtyrer... und ich, ich bin sein Mörder."

"Du bist ein Schafskopf! — rief Miltenberg wüthend — ich spreche von Dokumenten. Beide habt Ihr meinen Auftrag schlecht und dumm ausgeführt... ich sollte Euch den Gerichten übergeben; für mich wäre es so am besten. Wer hieß Euch brennen und morden? Hieß ich es Euch, he?"

Ich war erstaunt. Also das war Miltenberg's Dank? Ich und Lörzing, wir standen vor Jörn bebend und sprachlos da; unsere Wuth war grenzenlos. Miltenberg mißdeutete unser Schweigen, er dachte es sei die Angst vor seiner Drohung. "Ich will jedoch nicht zu strenge mit Euch verfahren", sprach er, "aber bedenket stets, Euer Leben liegt in meiner Hand. Wenn Ihr mir treue Diener bleibt, soll's Euer Schaden nicht sein; und der unglücklichen Affaire soll nicht mehr gedacht werden." Dann warf uns der furchtbare Mann jedem einen Sack voll Geld zu... Blutgeld! Wir waren aber nicht nur in den Händen des Scheusals Miltenberg, auch in denen des nichtswürdigen Heuchlers Jürgen, der uns ebenfalls großmüthig zu schweigen versprach, so lange er keine Ursache zum Reden haben wird. —

"Und jetzt entzieht mir Euren Anblick!" fuhr uns Miltenberg heftig an, dabei ging er auf Lörzing und mich los und stieß uns zur Thüre hinaus. Und um dieses Menschen willen hatte ich ein Menschenleben vernichtet."

"Es thut mir leid", unterbrach ihn der Minister, "Seine Trauer über die begangene That vergrößern zu müssen, aber ich muß Ihn bemerken, daß Er noch ein anderes Menschenleben auf Seinem Gewissen hat. In Anspach wurde ein gewisser Franz Jwelbeck als der That verdächtig eingezogen und so lange steigend gefoltert, bis er sich schuldig erklärte und Einzelheiten über den angerichteten Brand und die Ermordung Hans von Möldern's erzählte, worauf er von Rechts wegen gerädert wurde. — O über die irgeleitete, sinnverwirrende Menschheit der jetzigen Generation!"

Diese Eröffnung Oppenheim's brachte auf alle Anwesenden eine schwer zu beschreibende Wirkung hervor. Hummer hielt die Hände vors Gesicht und brüllte. Die Mitglieder des Gerichts, fast lauter Anhänger der Folter-Theorie, senkten beschämt ihre Blicke zu Boden.

Zu den Richtern gewendet, äußerte der Minister:

"Die Tortur muß aufhören in Deutschland... in Europa... in der ganzen Welt! Sie wird aber sicherlich nicht länger als höchstens noch ein Jahr in Württemberg bestehen, wenn ich so lange noch Minister bleibe. Seht, Ihr

Herren, mit der Tortur läßt sich von jedem ein Geständniß erpressen... Jeder von Euch würde jetzt noch auf der Folter den höchsten Eid leisten, er sei der Mörder Möldern's und das freiwillige Geständniß Hummer's sei eine Lüge."

Wieder an Hummer gewandt, sprach Oppenheim in mildem Tone zu ihm:

"Das Härteste, Hummer, hat Er nun überstanden. Was jetzt noch folgt, hat Er nicht allein zu verantworten, denn vom Tage dieses Mordes an war Er und Lörzing nur noch willenloses Werkzeug in Miltenberg's schonungslosen Faust. Er kann jetzt beruhigter weiter erzählen. Verschweige Er nichts, denn es ändert nichts mehr an dem Urtheil, das über Ihn verhängt werden wird. Also rasch vorwärts! Wir sind schon fünf Stunden da."

"Ich will nun in gebrängter Kürze das Letzte vorbringen. Nicht von kleineren Vergehen will ich sprechen, denn die Herren Richter werden mir hoffentlich noch einen Tag das Leben schenken, damit ich Zeit habe, zu Papier zu bringen, was ich hier nicht erwähnte. Ich komme nun daran, über das Attentat zu sprechen... Als Herzog Eberhard Ludwig gestorben war und Carl Alexander den Thron bestieg, wurden Sie, Excellenz, Minister. Miltenberg hatte stets die Vorrechte des Adels vertheidigt und schon Eberhard Ludwig gehaßt, weil dieser nicht stets den Willen der Edelleute that. Dieser Haß steigerte sich aber ums Tausendfache gegen die neue Regierung, weil an deren Spitze ein Jude stand und dieser die Herstellung des Rechtes förderte, die grenzenlose Willkür des Adels beschränkte und das Volk gegen seine Quäler in Schutz nahm. Nun trat noch ein Umstand hinzu, der den leidenschaftlichen Mann in höchste Wuth versetzte. Ich brauche die Sache nicht zu erklären, Excellenz wissen es ja: Miltenberg hatte ein neues Verbrechen begangen, man rief den Schutz des Ministers an, und Sie bewirkten seine Bestrafung. Trotzdem Sie bald darauf seine Begnadigung und Entlassung aus der Haft veranlaßten, war er doch unversöhnlich, und er benutzte seine Freiheit dazu, eine Verschwörung gegen Sie anzuzetteln. Da er aber fürchtete, dieselbe könnte durch irgend einen Zufall fehlschlagen, beauftragte er auch noch mich und Lörzing, Sie und den Fürsten nach dem bewussten Hofball meuchlings zu ermorden, falls sein erster Anschlag gegen Sie vereitelt werden sollte. Die näheren Umstände der That sind Ihnen alle bekannt; der Zeuge Bacharach hat die lautere Wahrheit gegen mich ausgesagt."

Es war wieder eine jener sich häufig wiederholenden Pausen der tiefsten Stille eingetreten. Hummer hatte den beabsichtigten Fürstenmord eingestanden und Miltenberg als Urheber angegeben. Das ihn selbst betreffende Geständniß war nicht zu bezweifeln; anders verhielt es sich mit der Theilhaberschaft Miltenberg's.

Nachdem Oppenheim nicht mehr das Wort ergriff, begann der Vorsitzende des Gerichts, Kanzler Scheffer, das Verhör fortzuführen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Deborah.

Herausgegeben von

The BLOCH Publishing and Printing Company.

45, 47, 49, 51, 53 u. 55 McFarland Str.,

Office: Corner Plum & McFarland Sts.

Isaac M. Wise, = = Redakteur.

Cincinnati, 20. August 1886.

„Die Deborah“ erscheint wöchentlich, als allgemeine jüdische Familienzeitung, und ist der Erbauung und Belehrung gewidmet.

Abonnenten und Andere, welche alte Exemplare verlangen, mögen gef. die Nummer oder das Datum der Ausgabe der gewünschten Blätter angeben. Wenn dies nicht geschieht, ist es uns unmöglich, zu erkennen, welche Blätter wir schicken sollen.

Subscriptionspreis:

Deborah	\$2 00
„nach Europa“	2 50
„American Israelite“	4 00
Sabbath Visitor	1 50
Deborah u. American Israelite an eine Adresse	5 00
Deborah und Visitor	3 00
Israelite und Visitor	5 00

Postgebühren nach Europa betragen 50 Cents extra.

Anzeigen-Gebühren:

Dankes- und Beileids-Beschlüsse	5 00
Heiraths-, Geburts- und Todesnotizen, jede	00
Platen für sonstige Anzeigen werden auf Anfragen hin bekannt gemacht.	

Predigten für die Feiertage: für Neujahr, Veröhnungstag und Laubhüttenfest, werden von uns mit Dank entgegen genommen, um in der Deborah am Freitag vor dem resp. Feste zu erscheinen, damit dieselben besonders in Gemeinden, die keinen Prediger haben, sowie in Familien, die kein Gotteshaus erreichen können, als Andachtsliteratur benützt werden können. Die Herren Prediger wollen uns gefälligst ihre bei Seite gelegten Manuscripte zukommen lassen.

Mit Ausnahme der Gelehrtesten und Bedeutendsten unter den amerikanischen, aus dem Auslande stammenden Rabbinen, bleibt keiner länger im Amte, als bis sich ein passender Candidat aus dem Hebräer Union College für die Stelle vorfindet. Die werden in wenigen Jahren alle größeren Stellen besetzen. Die heranwachsende Generation, die in nur wenigen Jahren den Kern und die Majorität der Gemeinden bilden wird und theils jetzt schon bildet, verlangt ein für allemal amerikanische Gentlemen an der Spitze der Gemeinde zu sehen, die keinen Faragon auf die Kanzel und in die Religionschule bringen, sondern die englische Literatur kennen und die Sprache gebildet und makellos handhaben, keine fremdartigen Eigenheiten und Excentricitäten mitbringen, die den Ex-Bachur oder Ex-Schulmeister kennzeichnen, keine verschrobenen Anschauungen und Grillen zur Schau tragen, die den deutschen Studenten dem Philister gegenüber kennzeichnen, man verlangt den amerikanischen Gentleman, der der Außenwelt gegenüber sich sehen lassen und mit sprechen kann, den Juden und das Judenthum würdig zu vertreten im Stande ist und den rechten Mittelweg zwischen den Extremen der polnischen Orthodoxie und dem träumerischen, freisichschwärmenden und spottenden Radikalismus zu wandeln und aufrecht zu halten versteht. Aus No. 484 West Vierte

Straße in Cincinnati gehen die zukünftigen Rabbiner Amerikas hervor, trotz aller Opposition und aller Anstrengungen der Gegner dieser Anstalt. In einigen Jahren wird das Resultat sich ja herausstellen. Es ist heute schon der Fall, daß beinahe in allen Gemeinden den Schülern des H. U. College vor allen andern Candidaten der Vorzug gegeben wird, und gar viele behaupten sich auf ihren Positionen nur, weil kein Candidat vom College zu haben ist.

Der Herausgeber des jüngst eingegangenen „Jewish Record“ in Philadelphia, Herr Alfred Jones, hat seiner Zeit sein Scherflein dazu beigetragen, die Union der amerikanisch-hebräischen Gemeinden und das Hebräer Union College zu stützen. Es war freilich nur das Mundstück der Gegner, die immer gewählt und gehabert haben und für ihn das Schreiben der editorialen Aufsätze besorgen mußten, da er selbst keine Zeit für literarische Arbeiten hatte; aber er hat es an kräftiger Mitwirkung nicht fehlen lassen. Die Keneseth Israel Gemeinde ist auch die einzige in Philadelphia, die der Union treu geblieben ist. Ob sich wohl die Philadelphier Herren später nicht herzlich schämen werden, diese Thatsache in der Geschichte des amerikanischen Judenthums verzeichnet zu sehen, wollen wir dahingestellt sein lassen. Daß aber Herr Alfred Jones jetzt schon sich seiner Schwäche schämt, die er damals an den Tag gelegt, indem er sich dazu mißbrauchen ließ, die heiligste Sache des amerikanischen Judenthums feindselig zu bekämpfen, weil zwei oder drei Männer es so wollten, daß er all das gegen seine eigene innerste Ueberzeugung that, scheint uns ganz sicher zu sein. Herr Jones kann sich übrigens damit trösten, daß der Tag nicht ferne ist, an dem er Gesellschaft bekommen wird an Allen, die muthwillig und eigensinnig die Anstalten bekämpft und aufzulösen sich bemüht haben, die den Aufbau und die Befestigung des amerikanischen Judenthums bewerkstelligen. Niederreißen ist keines Mannes Arbeit, der Gemeinssinn und Patriotismus besitzt. Aufbauen ist eines Mannes würdig und wäre es auch ein Zuchthaus.

Die alte „Norfolk Street Schul“ in New York, die vor ca. 35 Jahren von der „Ansche Chesed“ Gemeinde erbaut wurde, hat schon manches Schicksal erlebt. Nun ist das schöne Haus für 55,000 Doll. an die erste ungarische Gemeinde „Neh Bebel“ verkauft und am 12. d. M. feierlich eingeweiht worden. Dr. Silenthal war zuerst Prediger in dieser Synagoge, nach ihm Dr. Deutsch, dann Dr. Wielziner; wer jetzt dort predigt, wissen wir nicht. Das Haus hat eine interessante, noch ungeschriebene Geschichte.

Bekanntlich hat der Thierschutzverein auch in Deutschland gegen das Schächten nach jüdischem Gebrauche sich entschieden und dasselbe als Thierquälerei erklärt. Diese Thierschützer sind in aller Welt wie unsere Temperenzmacher — übertrie-

bene Fantasten, für die die Menschen nur deshalb noch einige Bedeutung haben, weil sie denn doch auch eine Thiergattung ausmachen. Die deutschländischen Thierschützer haben eine Petition an den Reichstag gerichtet, das Schächten moro Judaica gesetzlich zu verbieten; und darob war große Aufregung in den deutschen Gauen, wo man nach Roscherfleisch lechzet wie der Hirsch nach Wasserquellen. Was geschieht? Fürst Bismarck kommt nach Rissingen, der Rabbiner Bamberger überreicht ihm eine Denkschrift über die Schächtangelegenheit, und der Fürst läßt dem Rabbi durch einen hohen Beamten bedeuten: „Der Herr Fürst beauftragte mich, Ihnen mitzutheilen, daß die Reichsregierung dem Verlangen der Thierschutzvereine, das einen Eingriff in die religiösen Satzungen des Judenthums bedeute, niemals ihre Zustimmung geben werde.“ Jetzt ist alles wieder in seinem alten Geleise, die Gefahr ist vorüber. Wir freuen uns darüber, besonders der gelehrten und höchst aufgeklärten Rabbiner wegen, die, wie allmählich bekannt, überall in Deutschland Roscheressen müssen und bereits eine Konferenz nach Berlin einberufen wollten, um gegen diese Gesereh anzukämpfen. Die gelehrten Herren hätten Vegetarianer werden müssen, wenn der Reichstag das Schächten moro Judaica verboten hätte. Die hätten dann immer die „drei Wochen“ halten müssen, ohne in die Cur gehen zu können, oder bei Plato im Institut die „neun Tage“ ihrer Schauer zu berauben. Es ist ein wahres Glück, daß Fürst Bismarck der Agitation den Gar aus gemacht hat.

Wie dem von Professor N. Birchow im „Archiv für Anthropologie“ erstatteten Gesamtbericht über die von der anthropologischen Gesellschaft veranlaßten Erhebungen über die Farbe der Haut, der Haare und der Augen der Schulkinder in Deutschland zu entnehmen ist, umfaßt diese Statistik 6,758,827 Schulkinder. Darunter waren jüdische 75,377 = 1.1 pCt. Wie sich die Gesamtzahl der Schüler in drei Kategorien theilen läßt, in die blonden, brünetten und milchfarbenen, so zeigen auch die jüdischen Schulkinder diese drei Hauptkategorien; die Mischformen bilden bei ihnen gleichfalls den Haupttheil, dagegen überwiegt der brünette Typus den blonden um das Dreifache. Während für nicht-jüdische Schulkinder das Verhältniß der Blonden zu den Brünetten 31.8 : 14.0 ist, stellt sich dasselbe bei den jüdischen Schülern wie 11.2 : 42.0. Innerhalb der Mischformen überwiegen die Graugrünen und die Dunkelhaarigen.

Franz Liszt ist todt. Schade! Er starb in Bayreuth in der Nacht vom 31. Juli auf den 1. August und war nahezu 75 Jahre alt. Der alte Liszt war seinerzeit einer der ausgezeichnetsten Clavier-Trommler und componirte hübsche Piecen. Später wurde er ein frommer Pfaff und Schwiegervater Richard Wagner's, von dem er die Wagneri und den Judenhaß lernte. In Deutschland und

so weit die noblen deutschen Passionen reichen, werden dergleichen Musikanten vergöttert, besonders von denen, die keine andern Götter haben. Für gewöhnliche Menschenkinder haben aber jene sogenannten Künstler, deren Lebenszweck es ist, das Publikum zu unterhalten, den hohen Werth nicht. Edle Menschen lieben die Wahrheit, praktische Menschen das Nützliche, Modekinder treiben Kunstfustus und füllen ihr Pantheon mit neuen Heiligen. Franz Liszt's Tod ist ein großer Verlust fürs Clavier und eine Bereicherung der deutsch-ungarischen Götterwelt, denn er war ein Ungar. So gütig ist die Natur, was Verlust für Einen, ist Gewinn für die Andern.

Der erste Pamphletier für den Antisemitismus „Wilhelm Marr“ ist kürzlich in Wien aufgetaucht als Mitarbeiter des verlotterten „Desterr. Volksfreund“. Der Mensch ist unverwundlich. Zweimal war er an jüdische Frauen verheiratet, zehnmal ist er aus jüdischen Häusern ausgewiesen worden, seit fünf Jahren gastirt er in allen Ecken Deutschlands als hungriger Märtyrer der jüdischen Rache, und ist noch immer nicht todt. Aus dem kann noch etwas werden; er kann es noch vielleicht zum Privatsekretär des Dr. Braminus bringen.

Berthold Auerbach in seinen Briefen.

Von
H. Zirndorf.

(Schluß.)

Bei vielen Anlässen betont Auerbach auf's kräftigste die Zusammengehörigkeit mit Stamm- und Glaubensgenossenschaft und das ist vielleicht bei weitem der lebenswürdigste Zug in seinem Wesen. Am 11. Oktober 1860 befindet er sich im heimathlichen Nordstetten und läßt sich von dort aus wie folgt vernehmen:

„Ich war die Feiertage sehr vergnügt hier; nur als ich in der Synagoge war und nach vielen Jahren zum ersten Mal wieder Birchath geschem (die Gebete um Regen) mit den Melodien meines seligen Vaters hörte, da konnte ich mich des Weinens nicht enthalten.“
Jb., S. 139.

Vom Januar 1861 an betheiligte er sich alljährlich am Stiftungsfeste des Berliner Vereins zur Unterstützung armer jüdischer Studirender, und seine bei diesen Anlässen gehaltenen Reden und Trinksprüche, immer treffend, oft meisterhaft, haben zuweilen etwas Agabisches und predigerartig Ausdeutendes. Auch sonst überrascht er uns durch geistvoll ausgedachte, frappante Auslegungen biblischer und überhaupt jüdischer Gegenstände und Reminiscenzen im aphoristischen Gewande. Die Art und Weise, wie er die jüdische der klassischen oder modernen Weltanschauung vergleichend gegenüberstellt, ist oft sehr glücklich und hat dabei all den Reiz eines ingeniosen Kernspruches.

„Es war mir immer ein bedeutsames Vorrecht der Bibel, — sagt er einmal — daß sie in den alten Gesezesrollen

keine Interpunktion hat. Das ist wie die antike Gewandung bei den Statuen, die natürlich fließt und sich anlegt. Unsere Hilfszeichen neben dem Wort sind wie Knöpfe und Knopflöcher und alle die Schneiderbehelfe bei der modernen Gewandung."

Jb., S. 155.

Als er, aus der Schweizer Bergwelt heraustrittend, wieder der Eisenbahn entlang fuhr, schrieb er aus Bern, vom 1. September 1861:

"Du mißverstehst mich nicht, wenn ich Dir sage, daß ich jetzt verstehe, wie es Moses zu Muth war, als er nach vierzig Tagen vom Berge wieder unter das Volk kam."

Jb., S. 171.

Es ist immerhin ein Zugeständniß von einem so entschiedenen Spinozisten, wenn er von Straßburg aus meldet:

"Abends ging ich nach der Synagoge; es war meinen Verwandten zu lieb, und du weißt, daß ich gern die Zugehörigkeit dokumentire. Es ist Neujahr Abends; der Vorsänger Löwe aus Hedingen, ein alter Bekannter, singt wunderschön."

Jb., S. 175.

Ähnliche Stimmungen erregen ihn am 4. Oktober 1862 beim Besuch der Berliner Reformsynagoge.

"So weit hinaus auch mein Denken und Streben geht, so weißt du doch, wie es mir Bedürfnis ist, meine Zugehörigkeit zur Gesamtheit zu betheiligen, und die Kinder, die in Schulen und auf Straßen von dem Judentum zu leiden haben, sollen eine gewisse Innigkeit zur Religionsgenossenschaft gewinnen. Der Gottesdienst machte einen großen Eindruck auf sie. Ritter predigte gut und phrasenlos über die sittliche Bedeutung der Thatsache, daß uns die Zukunft verborgen ist. Mir ging es wieder eigenthümlich durch die Seele, daß ich einen Beruf für eine freie ethische Gemeinde hätte. Eigentlich machte nur das stille Gebet auf mich einen Eindruck. Wie da Alles lautlos für sich dieselben Worte spricht, das ist eine stille Bindung der Geister, aus der ein tiefer Schauer aufsteigt. Sonst war mir Alles fremd, obgleich die Responsorien schön waren. Uns, die wir aus dem Alten erwachsen sind, würden nur die alten Melodien und Worte tiefe Jugendklänge erwecken."

Jb., S. 248.

So erklärt er sich auch als Gegner der Konfirmation und läßt

"sie nur als öffentliche thatsächliche Kundgebung des Anschlusses an die Gemeinde gelten."

Jb., S. 303.

Im April 1867 weilte er in Bonn und läßt sich von Professor Bernays zu einer streng orthodoxen Sederfeier einladen. Am 22. Dezember desselben Jahres drückt er seine Freude über die Judenemanzipation im ungarischen Reichstage aus. Wie treffend und klar schauend ist hierbei die folgende Bemerkung:

"Und dazu jetzt die Nachricht, daß Winterstein Handelsminister wird. Ich wünsche eigentlich gar nicht,

daß Juden so in höchste Stellen eintreten; sie müssen sich in kleinen, unscheinbaren Stellungen bewähren, nicht immer nach Kapellmeisterstellen ausschauen, sondern takthaltende, ins Allgemeine aufgehende Orchestermitglieder sein."

Jb., S. 353.

Im Januar 1869 wirbt er Stimmen für Geiger's Erwählung als Berliner Oberrabbiner, und dabei läßt dieser große und weise Mensch folgende Bemerkungen einfließen, welche dutzende von amerikanischen Gemeinden als goldene Inschrift über ihre Versammlungssäle schreiben dürften.

"D wie erbärmlich geht's in der Welt zu! Sie suchen nach Dingen zur Verunehrung des braven und tapfern Mannes, und selbst Wohlwollende sagen noch: er ist zu alt, um noch berufen zu werden. Also, man läßt einen Mann sich abarbeiten und Jahrzehnte lang sich bewähren, und dann sagt man: du bist jetzt zu alt, du wirst bald unfähig. Ich habe meiner vollen Empörung Luft gemacht, und ich glaube, daß sich Einige doch schämen werden, den Altersvorwurf nochmals vorzubringen."

Jb., S. 388.

Am 12. März 1869. Die böse und bornirte Richard Wagner'sche Broschüre: „Das Judenthum in der Musik" erregte auf einmal ein großes und wohlbegründetes Aergerniß. Auch der Schreiber dieser Briefe gibt seinem Unwillen den unverhohlenen Ausdruck. Er hat sich einen ganzen Apparat zur Abwehr und Erwiderung parat gelegt. Sonderbarer Mann! nicht weil er diese Gegenschrift unterließ, — denn das Wagner'sche Pamphlet trug seine Widerlegung deutlich genug in sich und hat dem Ruhme des Zukunfts-Komponisten unendlich geschadet — sondern wegen der Gründe, womit er sein Stillschweigen motivirte:

"Ich meine, ich muß heraus; aber da ist's wieder: man kann nicht überall seiner Pflicht nachkommen. Ich stehe auf der Dachrinne meines Hauses und muß den Maizen aufsetzen: mir schwindelt oft. Ich darf jetzt nichts Anderes unternehmen. Ich bin nicht zur Polemik geartet, ich bin zu empfindlich und verleglich und habe keine Freude am Krieg. Und doch läßt mir diese Sache keine Ruhe und nimmt mir mein Denken."

Jb., S. 392.

Die Wagner-Broschüre war nur eine Art Vorspiel zu dem Massenangriff der Antisemiten in den nun folgenden Siebziger Jahren. Die Feinde begnügten sich nicht, den Juden das bishigen Musikstreitig zu machen; da war kein Gebiet des Lebens und des Geistes, aus welchem sie nicht mit dem einzigen Argumente der Brutalität, mit physischer Gewalt sollten hinausgejagt werden. Ein guter Theil des zweiten Bandes ist mit dem Berichte über diese Ungezogenheiten der christlich-germanischen Welt und mit dem edlen Schmerze des Dichters erfüllt. Zu Schmerz und Bitterkeit war aber um so größerer Anlaß gegeben, als er ja selbst

in der glänzenderen Hälfte seines Lebens mit einem ganzen Olymp voll Judenfeinden zusammengelebt hatte. Julian Schmidt, Gustav Freytag, Treitschke, Professor Scharfsmidt, Franz Dingeldey, Billroth und Richard Wagner selbst gehörten gleichsam zu seinen geistigen Milchbrüdern; und die unentwegt gemüthliche Weise, wie er mit diesen zum Theil so äußerst hohlen und frivolen Menschen verkehrte, hat einen starken Beigeschmack jener Pseudo-Sentimentalität, die er selbst einmal im Hoftheater gar treffend schildert. Manche von jenen Spöttern und Neidern seines Stammes durchschaute er freilich, ohne jedoch das Gewohnheitsband, das ihn an sie knüpfte, lösen zu können; Andere setzten ihn durch ihre Entpuppung als Judenfresser in nicht geringes Erstaunen.

Selbst wenn er seinen lange geplanten Roman: „Wir Juden", geschrieben hätte, er war und blieb machtlos gegen diesen Anprall der Semitenverfolgung, denn er war eine vorwiegend reflektirende, aber — wie er sich selbst erkannte — keine polemische Natur. Ueberhaupt hatte er zur Zeit, als „das Landhaus am Rhein" erschien, das Beste, was er hatte und wußte, der Welt bereits gegeben. Seine späteren Bücher haben sehr viel Forcirtes und Gemachtes. Er nahm offenbar die Liebenswürdigkeiten der vielen Prinzen und Herzoge allzuwörtlich für baare Münze, und die Signatur des Volksmannes und Volksdichters, durch welche er seine ersten Erfolge gewonnen, verlor sich im Laufe der Zeit mehr und mehr aus seinem Geistesgange. Es gibt offenbar auch eine geistige und ethische Gesundheit, die bei übermäßigen Hoffällen und Ordensfesten sichlichen Schaden leidet.

Das Judenthum war ihm eine gute Schule. Es schenkte ihm Tiefe, Fülle und Erhabenheit der Gemüthsstöne, deren er sehr bedurfte; denn Berthold Auerbach war von Hause aus im Ganzen ziemlich poesielos angelegt — man lese nur den Wechselgesang, den der Zweiundzwanzigjährige gedichtet (Bd. 1, S. 18) — und er trat mit der zweifelhaften Gabe der Reflexion in die schriftstellerische Arena. Seine jüdische Geburt stellte ihm ferner den wunderbar großen Konflikt seines Stammes mit der Welt und einen seltenen Sieg der Willensfreiheit vor Augen und zwang ihn dergestalt, mit seinem Denkprozeß über die pantheistische Schablone hinauszuschreiten.

Und als einer der besten Söhne des engeren Stammes und der weiten Menschheit ist Meister Berthold denn auch von hinnen geschieden: groß, rein, wacker und treumeinend, und durch sein Leben, Kämpfen und Erlöschen diese „Brutalität des Sterbens", wie er sie nannte, mit Manneskraft und Geisteschwung besiegend.

Local-Bericht.

Herr S. W. Fartle, ein in Baubereinsreisen rühmlich bekannter Cincinnati'er, hat sich mit Fr. Janny Joseph, Schwester des Herrn Joseph, von der Firma Joseph & Bruder, verlobt.

Papst Sixtus V. und die Schylock-sage.

Nach einer alten italienischen Novelle.

(Schluß.)

In der Frühe des nächsten Morgens hörte man ein Sägen, Hämmern und Klopfen auf dem Platze, der „bocca della verita" heißt. Die Arbeiter schlugen die Blutbühne auf und schwälten gleichgültig über die neue Todesart. Aber, fragte Checco den Beppo, was soll denn neben dem Blutgerüste das Dreibein, das ja so lange schon in der Polsterkammer der Nota geruht? Hast Du noch von einer zweiten heutigen Execution gehört? — Nein! erwiderte Beppo. Auch ist noch die Frage, ob der Jude an der Operation sterben wird. Vielleicht wird er, wenn der Schnitt glücklich überstanden wird, hinterher aufgehängt. Ein Pfund Fleisch ist eine Kleinigkeit! Zwölf Unzen Apothekergewicht! Im übrigen heiligen römischen Reiche würde das schon mehr austragen! — Beide lachten über den rohen Scherz und stiegen vom fertigen Gerüste herab, um das sich bereits der Pöbel zu sammeln begann.

Als nun der Tag heller dämmerte und es zur Frühmetten zu läuten begann, war bereits der ganze Raum mit Schaulustigen angefüllt, und was nicht unten Raum fand, erfüllte die Fenster und Dächer der umgebenden Häuser. — Jetzt öffnete sich das Gefängniß, und aus seinem Thore trat eine Schaar Hellebardiere in blankem Harnisch, in ihrer Mitte der Verurtheilte, zu beiden Seiten von zwei Glaubensbrüdern unterstützt, und gefolgt von dem Henker. Als der Zug über die Brücke und am Ghettothore vorbei kam, war der Jammer herzzerreißend. Denn Schylock war unter den Seinen als ein gottesfürchtiger und hilfreicher Mann gedacht und geliebt. Auch hatte ihn ja kein Verbrechen in diesen Jammer gebracht, sondern seine Arglosigkeit und die Arglist eines Feindes, der sich in sein Vertrauen eingeschlichen hatte. — Jetzt war es nicht mehr weit bis zum Blutgerüste. —

Dicht an demselben hielten zwei stolze Reiter, es war Antonio mit seiner Ruppelrin, die in Pagenkleidern an seiner Seite hielt. Schylock, indem er sie an der Treppe des Gerüsts erblickte, erhob schweigend seine Augen, wie um Hilfe flehend, zum Himmel, und stieg, unterstützt von seinen Freunden, unter Todesgebeten das Gerüst hinauf. Oben angekommen, lösten ihm die beiden Glaubensgenossen sein Sterbekleid bis auf die Hüfte, und er selbst bereitete sich zum Sterben unter lautem Gebete vor. Man hörte ihn überall deutlich beten, denn ringsum herrschte eine tiefe Stille.

Plötzlich verwandelte sich dieses Schweigen in allgemeines Gemurmel. Alle Köpfe wandten sich rückwärts und die Masse schwanke und wogte, denn es drängte sich durch den Volkshaufen auf weißem Mäuler einer der Senatoren in schwarzem Sammet und Barett, mit goldener Kette über die Brust und rief dem Vollstrecker des Urtheils, als er eben das Messer anzusetzen im Begriffe war, ein Halt zu. Sodann stellte er sich dem Antonio gegenüber und sprach laut: „Se. Heiligkeit, unser Vater, läßt dich, Antonio Favella, durch mich ersuchen, daß es dir gefallen möge, von deinem strengen Rechte nachzulassen und Barmherzigkeit an dem unglücklichen Hebräer zu üben!" — Ich werde einfach auf meinem Rechte bestehen, antwortete kühl der Baron — und Se. Heiligkeit wird wohl am wenigsten geneigt sein, die Strenge desselben zu mildern. — „Er will das auch nicht; nur läßt er, weil ja kein Verbrechen dem Hebräer zur Last fällt, dich bitten, da nunmehr die tausend Bedinen zusammengebracht sind, Gnade für Recht er-

gehen zu lassen und das Geld statt des verpfändeten Fleisches anzunehmen.“ — Das Pfand ist verfallen! an dem Gelde liegt mir nichts; ich will das Fleisch von unfers Heilands Mörder, für dessen Leben Ihr so große Sorge tragt. — „Ich fordere dich, Antonio Zavello, im Namen Sr. Heiligkeit unfers Herrn, zum dritten Male auf, von deiner Forderung an den Hebräer Shylock, einem unbescholtenen, und — trotz seiner Irthümer — in seiner Weise frommen Mann, abzustehen!“ — Mein Beschluß ist nicht mehr zu ändern; es bleibt dabei, rief mit trotzigem Hohne der Baron. — „Wohlan denn! sprach der Senator zum Volke, es hat sich zu Gunsten des Hebräers ein unverdächtig Zeug eingekunden, ein Zeuge der für sein Leben einsteht will. Mag er auftreten!“

Damit winkte er mit einem Tuche, und mit der Gile des Winkes sprengte einer aus der Nobelgarde über die Brücke dem Vatican zu. Auch dauerte es nicht lange, da trabte die ganze Nobelgarde heran, drängte das Volk zur Rechten und Linken an die Seite und machte Straße dem auf seinem Maulthiere sich nähernden, von mehreren Cardinälen umgebenen Papst; dieser ritt vor bis an's Blutgerüst, stellte sich dem Kläger gegenüber und sprach mit seiner erschütternden Donnerstimme: „Ich bin der Zeuge! Jener Unschuldige, den du in diesem Moment dem Messer des Henkers überliefern willst, duldet, weil du ihm zwar die Tausend Zechinen erlassen wolltest, aber nur um den Preis der Schande seiner Tochter, die deine Lüsterheit erregt hat. Du bist ein heillosen Bube, und dem Gesetze verfallen, das innerhalb des Kirchenbannes jede Gewalttätigkeit oder hinterlistige Verführung der Unschuld, zugleich aber und insbesondere den auf's strengste verbotenen Umgang des Christen mit den Töchtern der Hebräer mit der Todesstrafe belegt. Du hast nur noch eine Stunde zu leben!“ Der Hebräer behält die tausend Zechinen als Schmerzensgeld. Führt ihn zu seiner frommen Tochter in den Ghetto zurück!“

So lautete der Spruch des Papstes Sixtus des Fünften. Dann zog er sich zurück, begleitet vom Jubelrufe des Volkes und schloß sich in seinen Gemächern den ganzen übrigen Tag ein, um den Fürbitten für den hochstehenden Ritter zu entsagen. Um Ave Maria desselben Tages ritt er wieder in allem Pompe bis an die Richtstätte und gebot, daß man die Leiche des Antonio den Verwandten zur Bestattung zurückgebe. Dann kehrte er auf langem Umwege durch die Stadt nach seinem Palaste zurück, zufrieden mit dem Werke der Gerechtigkeit, das er heute zu üben Gelegenheit hatte.

Und so endete der Bruder des letzten der Zavello. Denn diesen erlegte der Dolchstoß eines schwergekränkten Landmannes, dessen Weib der Ritter lange mit seinen Anträgen verfolgt, und die ihn endlich heimtückisch in ihr Schlafgemach gelockt und dem Stilette des beleidigten Gatten preisgegeben hatte. So endeten die letzten Sprößlinge dieser einst im Kirchenstaat so mächtigen, übermüthigen Ritter, wie es die Novellen aus jener Zeit berichten.

Anknüpfend an die Shylock-Sage, über welche ein Artikel in No. 5 der Deborah begonnen hat, dürfte es den Lesern dieses Blattes nicht unangenehm sein, den Mann näher kennen zu lernen, der aus der Gese des Volkes stammend, die Papstwürde erstritt und furchtlos den Kampf mit den damals mächtigen Fürsten und Großen Rom's aufnahm, aus dem er siegreich hervorging.

Papst Sixtus V. hieß von Hause aus Felix Peretti und wurde in Italien in der Mark Ancona 1521 geboren. — Er war der Sohn eines Hirten und hütete

selbst die Schweine, die seinem Vater anvertraut waren. Schon frühzeitig zeigte der ohne allen Unterricht aufwachsende Knabe außerordentliche Geistesgaben, so daß ein Franziskanermönch, der mit dem kleinen Felix in Berührung gekommen, dessen Vater zu bestimmen wußte, seinen Sohn zur Erziehung in ein Kloster zu thun.

Dort hatte Felix seine Lehrer in allen Fächern des Wissens, die in einer Klosterschule dermaligen Zeit gelehrt wurden, bald übertroffen und trat noch jung an Jahren in den Franziskaner-Orden. Seine Leistungen als Mönch waren so außerordentlich, daß er, noch nicht ganz 45 Jahre alt, zum Bischof und General-Bischof seines Ordens geweiht wurde; schon 4 Jahre später war er Kardinal, nahm nach seinem Heimathsorte den Namen Montalto an und dieser Kardinal Montalto, der durch simulirte Altersschwäche und Kränklichkeit das heilige Kollegium der Cardinäle so erfolgreich zu täuschen verstand, daß er auf den Stuhl St. Petri gelangte, hat nahezu noch mehr Bewunderer, als der spätere Papst Sixtus.

Papst Gregor XIII. war um diese Zeit das Haupt der katholischen Kirche. Mit und leidend, erwartete man in nicht zu ferner Zeit seinen Tod und noch bei Lebzeiten des pontifex maximus standen die Cardinäle in zwei Fraktionen gespalten feindlich einander gegenüber. Die Häupter derselben waren zwei Fürsten, die Träger erlauchter Namen, den mächtigsten Familien des Landes entsprossen, auf beiden Seiten war Stimmengleichheit und Niemand wußte, wer der Nachfolger Gregor's sein würde.

Nur einer der Cardinäle schien sich um das Treiben der Kirchenfürsten nicht zu kümmern, es war Montalto. — Gebückt, geistig und körperlich gebrochen, nur noch der Schatten eines Mannes, schlich er auf Krücken umher, ein fast beständiges Hüßeln durchschauerte den gebrechlichen Körper; theilnahmlos für alles schien der Mann zu sein, der, obgleich erst ein angehender Sechziger, einem neunzigjährigen Greise ähnlich sah. — Endlich trat das ein, was längst erwartet worden. Gregor XIII. starb und die Cardinäle traten zur Papstwahl zusammen. Nicht bald waren so hochtönende Namen in einem Conclave beisammen gewesen, aber alle Abstimmungen blieben resultatlos und die außen versammelte Menge sah nur von Zeit zu Zeit den aufsteigenden Rauch der verbrannten Stimmzettel und wußte somit, daß alle diese Scrutinen nutz- und erfolglos gewesen.

Angesichts dieser Thatsachen und weil von außen ein Endresultat stürmisch verlangt wurde, beschloßen die Führer der beiden Fraktionen, den alten Montalto wählen zu lassen. Lange kann er ja nicht leben, dachten sie und inzwischen kann die eine oder andere Fraktion eine Stimmmehrheit erzielen und eine Papstwahl ermöglichen.

Das Kompromiß kam zu Stande, Montalto wurde einstimmig (1585) zum Papste erwählt und eine Deputation begab sich nach der Zelle des Erwählten, um ihn davon in Kenntniß zu setzen und die feierliche Inthronisation vorzunehmen. Da erhebt sich plötzlich der neu-erwählte Papst, schleudert seine Krücken weit von sich und hochaufgerichtet und mit drohenden Schritten eilt er an den Altar und mit einer Donnerstimme stimmt er das Te Deum an. Die Cardinäle können vor Erstaunen und Schrecken kaum athmen und stieren Blickes betrachten sie den Mann, der vollständig verändert vor ihnen steht. Endlich kehrt Ruhe und Besonnenheit wieder, fast alle Cardinäle erheben sich und rufen, haltet ein, das Scrutinium war unrichtig, aber der neu erwählte Statthalter Christi läßt sich nicht irre machen. — Auf Cure

Plätze, Kardinalpriester, donnert er das heilige Kollegium an, das Scrutinium war vollständig richtig und hinaus tritt er auf den Balkon und erteilte den nach Tausenden zählenden unten stehenden Römern zum ersten Male den apostolischen Segen.

Noch am selben Abend ließ Sixtus V. den Kardinal Camerlengo rufen. Das Unrecht ist aufgehoben, Kardinal, kein Verbrecher findet ferner Schutz in Kirche oder Kloster und spätestens in vier Wochen erwarte ich, daß jeder Römer vor seinem Hause sich niederlegen darf, einen Sack voll Zechinen als Kopfkissen benutzend. Dies waren die ersten Befehle des neuen Papstes.

Leider war es dem außerordentlichen Manne nicht vergönnt, alle Verbesserungen, die er angebahnt, durchzuführen, er regierte nur fünf Jahre und starb am 24. August 1590.

G. R. Schelliger.

(Aus dem Jüd. Literaturblatt.)

Franz Liszt und die Juden.

Ohne Zweifel haben wir Juden nicht viel Glück bei den Koryphäen der musikalischen Welt. Richard Wagner's „Das Judenthum in der Musik“ ist noch unvergessen, weil Wagner in seiner Verblendung für jeglichen Mißerfolg auf seiner Künstlerlaufbahn die Juden verantwortlich gemacht. Der Name „Wagner“ ist überhaupt uns Juden fast zum Typ des Judenthums geworden, ich erinnere nur an den Kreuzzeitungs-Wagner und an den Rathgeber-Wagner. Wenn indessen je einer den Juden bitteres Unrecht gethan, so ist es ganz bestimmt Richard Wagner gewesen.

In Paris haben Meyerbeer und Halevy sich seiner mannhaft angenommen, sie haben ihn nicht allein in alle Künstlerkreise eingeführt, sie haben ihn, der überall verschlossene Thüren fand, geradezu ermuntert und erhoben oder, um im Style Wagner'scher Poesie zu reden, — sie haben „den fast dürren Priesterstab des Künstlers neu belautet, daß er Mandeln und süße Frucht trieb im Heiligthume der Kunst.“ Dem Einflusse und der Empfehlung Meyerbeer's und Halevy's verdankte Wagner seine Erfolge in der französischen Hauptstadt, denn der französische Charakter, lebenswürdig, geistreich und schnell begeistert für alles Neue und Originelle, liebt in der Kunst dennoch mehr das Reale, und kann derselbe der Zukunftsmusik, der Verhimmelung des christlichen Mittelalters, nicht viel Geschmac abgewinnen, denn dafür ist der Franzose zu praktisch und zu viel Kind der französischen Revolution in allen ihren Konsequenzen.

Auch nach dem Erscheinen seiner berühmten Broschüre „Das Judenthum in der Musik“ blieben die Juden im Ganzen und Großen ihm treu, denn ein großer Theil der Antheilsscheine zu seinem Bayreuther Bühnenunternehmen ist in den Händen kunstsiniger Juden — pecunia non olet — von dem jüdischen Hofkapellmeister Levy aus München, der seine Opern in Bayreuth selbst dirigirte, erst gar nicht zu reden.

Hans von Bülow ist sicher ein Judenfeind, denn die famose Antisemitenpetition an den Reichskanzler, die, obwohl in den Reichspapierkorb geworfen, dennoch viel Unheil gestiftet hat, trägt seine Unterschrift als Mitglied des Organisations-Committee's. Um so wohlthuernder und angenehmer ist es, wenn ein Mann von der Autorität eines Franz Liszt den Juden Gerechtigkeit widerfahren läßt. Liszt hat in seinem Buche „Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn, deutsch von Peter Cornelius, Mainz bei B. Schott's Söhne“, den Israeliten ein besonderes Kapitel unter der Aufschrift „Des Zigeu-

ners Gegensatz — der Israelit“ gewidmet. Ich übergehe die Stellen, in welchem Liszt über das Charakteristische des jüdischen Stammes, über seine Hoffnungen und Enttäuschungen, über seine gesellschaftliche Organisation spricht, weil der Verfasser auf diesem Gebiete ungefähr denselben Dilettantismus beweist, wie wenn ein Schüler de Lagarde's eine gelehrte Abhandlung über Nachforschungschriften schreibt, und nicht weiß, was *Wort* *Wort* bedeutet. Nur auf dem Gebiete der Kunst gebührt Liszt unzweifelhaft ein autoritatives Wort und hier führe ich sein Urtheil über die Kunstleistungen der Juden wörtlich an. Auf Seite 23 schreibt er in dieser Beziehung:

Eine unbegreifliche Negation ihrer Organisation hat jedesmal, wenn sie kaum aus einer Zeit der härtesten Unterdrückung hervorgingen und nur einige Generationen lang so viel Ruhe genossen, um nicht jeden Morgen Hunger und Tod fürchten zu müssen, große Theologen und Metaphysiker, Philosophen und Naturforscher unter ihnen erstehen lassen, deren Gelehrsamkeit sowohl durch colossale Anhäufung des Materials, als Genauigkeit und Feinheit des Details uns in Staunen versetzt. Sie haben in den schwierigsten Wissenschaften, in den verschiedensten Zweigen menschlicher Kenntnisse große Namen aufzuzählen, bedeutende Schriftsteller und selbst Poeten bezeugen. Auch die Kunst pflegten sie und bemächtigten sich dieses Feldes in der jüngsten Zeit sogar als Herrschende; besonders in der Musik eigneten sie sich jedes Genre an und haben in Composition und Virtuosität glänzende Verühmtheiten aufzuweisen. Als Virtuosen wie als Componisten feierten sie verdiente Erfolge durch ausgezeichnete Handhabung der Formen, welche sie durch das ihrem Genie eigene Streben nach Combination erweiterten und bereicherten. Die Kunst von geistreichen und ergiebigen Gesichtspunkten erfassend, wußten sie hier wie anderswo neue Ressourcen zu finden; sie wußten meist ebenso gut und besser zu machen, was Andere schon vor ihnen gethan hatten. Von dieser Seite muß ihr Eindringen in dies Gebiet als der Kunst nützlich und förderlich betrachtet werden. Sie haben ihr sowohl durch geschickte Handhabung ihres Materials gedient, als sie zu ihrer Verbreitung und Verallgemeinerung beitrugen. Wer weiß, wie es um die Musik heute noch stünde, wer weiß, ob man den Geist unserer großen Meister besser als zu ihren Lebzeiten begreifen würde ohne den eindringlichen und beharrlichen Sinn der Glieder dieser Nation, welche Geschmac und Schätzung für sie durch Interpretiren auf ihren Instrumenten oder durch Commentiren und Recensiren ihrer Werke verbreiteten? Ihre Thätigkeit hat das allgemeine Interesse auf diesen Punkt gelenkt, die christliche Habgier zum Wettstreit gereizt und Alles in Allem genommen ist ihnen unsere Kunst eher zum Danke verpflichtet, da es sehr zweifelhaft bleibt, ob sie ohne ihre Dazwischenkunft eine so reiche Blüthe erlebt hätte. Ihre Theilnahme an diesem Fache hat die Kunst mit großen Talenten und Namen von hellem Range bereichert, es wäre demnach weder ehrlich noch würdig, ihre außerordentlichen Erfolge im Ganzen bestreiten oder verkleinern zu wollen.“

Im Verlaufe des Kapitels spricht Liszt noch über die originelle Produktivität der Juden in der Kunst und spricht ihnen eine solche auf ihrem eigenen Gebiete ab. „Die Israeliten konnten keine neuen Weisen erfinden, denn sie fanden niemals ihre eigenen Gefühle. Ihr langes Verschlossenhalten des Geistes, was in ihnen lag, ihre Religion des Schweigens gestatte ihnen nicht den Aufschwung ihrer Seele, das Weh ihres Herzens, das Beben ihrer Leidenschaft dieser idealen Sprache anzubringen. Sie wagten nicht, die

von ihren Vätern so mißtrauisch verhält-
ten Saiten schwingen zu lassen. Sie wag-
ten nichts zu erzählen von ihren langen
Drangsalen, ihrem Elend, ihren Beschwer-
den und verhaltenen Drohungen, von ih-
ren heiligen Verheißungen, von ihrem
Vertrauen auf Jehova, ihrer Gewißheit,
wiederzusehen den Berg Sinai und den
Berg Horeb, wieder einzuziehen in das
Land der zwölf Stämme, wieder zu um-
fassen die gesegnete Erde und Freuden-
thränen zu mischen in die Ströme des Ke-
dron, mit dem Schrei des Alters vom Li-
banon ihr Jauchzen zu vereinigen über
das wiedergewonnene Jerusalem, das
große, heilige! Sie vertrauten nichts von
allem irgend einer Kunst an, die den
Heiden einen Begriff von ihren Glaubens-
mysterien hätte geben können, welche sie
unsern Spott und Hohn drohenden Blicken
so sorgsam entzogen. So besteht weder
Architektur, noch Malerei, noch Dichtung,
noch Musik, welche man als ihre na-
tional betrachten könnte, welche die
innerste Anschauung dieser Menschen aus-
spräche, die kraft eines erzenen Glaubens,
einer übermenschlichen Macht des Hoffens
ihre dunklen Tagen mit einem andern Aus-
sehen nicht wahrnehmbaren Scheine ver-
goldeten. Ich glaube, dieser Ansicht wi-
derspricht unsere gesammte Psalmenlitte-
ratur und unsere neuhelbraische Poesie.
Hat je ein Volk die Sehnsucht und Hoff-
nung seines Herzens, die Leidenschaften
seiner Seele in schönern und edlern Wei-
sen wiedergegeben, als der jüdische Stamm
in seinen Psalmen und religiösen Poesien?

In Bezug auf die Malerei und Archi-
tektur und die übrigen freien Künste ha-
ben wir Juden an den allgemeinen Auf-
gaben der Kultur theilgenommen und das
gereicht dem jüdischen Geiste doch nur zur
Ehre. Aber interessant ist doch die letzte
Bemerkung Liszt's, denn während die ei-
nen es uns zum Verbrechen anrechnen,
daß wir unsere Synagogen in maurischem
Styl erbauen (siehe de Lagarde, Deutsche
Schriften 2, 27) und nicht in gothisch-
romanischem, und uns dadurch den Eh-
rennamen eines Deutschen freitig machen,
tadeln uns Liszt, daß wir keine speziell
jüdisch-nationale Architektur geschaffen.
In schönen und ehrenvollen Worten gedenkt
Liszt der „Künstlerorganisation“ Sul-
zers und des durch ihn geleiteten Got-
tesdienstes, dem er am Kolnider-Abend in
der Wiener Synagoge angewohnt.

Es ist immerhin schön, wenn in einer
Zeit, wie die gegenwärtige, ein Mann wie
Liszt, wenn auch nicht immer mit voller
Sachkenntnis, doch immer mit Unpartei-
lichkeit die Kunstleistungen der Juden in
so schönen Worten feiert; es macht diese
Art der Beurteilung und Auffassung sei-
nem Herzen und seinem Christenthume alle
Ehre und ehrt den Kritiker eben so sehr
wie den Gegenstand seiner Kritik.

Dr. Blumenstein,
Luxemburg.

Der 126. Psalm.

Die Aufmerksamkeit ist jüngst auf die-
sen Psalm gezogen worden, da die öffent-
lichen Blätter mittheilen, daß der große
Geschichtsschreiber Leopold von Ranke
als letzten Geistesgruß vor seinem Ver-
scheiden sich diesen Psalm hat vorlesen
lassen, gleichsam zur trostvollen Eröffnung
des Jenseits, und daß sein Sohn, pro-
testantischer Prediger, denselben Psalm zum
Text der Trauerrede an der Bahre seines
Vaters gewählt hat. In der That, in
dem Kranze, welchen die Sänger Israels
ihrem Volke und der gesammten Mensch-
heit dargeboten, ist dieser Psalm eine
herrliche Rose von poetischem Glanze und
tief religiösem Dufte. Wir wollen ihn
deshalb an dieser Stelle unseren Lesern
nahe bringen. Es war eine Zeit, und sie
ist noch nicht lange vorüber, wo die Psal-
men zur täglichen Verwerthung für Herz

und Geist, für fromme Andacht und Trost
in Leid und Freud in allen jüdischen Häu-
sern kamen. Jetzt haben die meisten un-
serer Glaubensgenossen eben noch die
Kenntnis der Psalmen, die im Gottes-
dienst vorkommen. Möchte es wieder an-
ders und das Psalmbuch wieder heimisch
werden in jedweden Hause und jeglichem
Herzen. Welch' anderer Nutzen für Er-
ziehung und Leben würde daraus erzielt,
als aus dem größten Theile der Schriften,
welche jetzt die Lectüre ausmachen!...
Der Psalm lautet nach Philippon's Ueber-
setzung.

Lied der Wallfahrten.

1. Führt der Ewige Zion's Rückkehrende
zurück:
Wie Träumende wären wir!
2. Dann wär' voll Lachens unser Mund
Und unsre Zunge jubelvoll;
Denn spräche man unter den Völkern:
Großes that der Ewige an diesen!
3. Großes that der Ewige an uns:
Wir wären freudenvoll! —
4. Führt, Ewiger unsrer Gefangenen zurück,
Wie Vögel in dürres Land.
5. Die in Thränen säen, in Jubel ern-
ten sie:
6. Es geht dahin und weinet,
Der den Wurf der Aussaat trägt;
Es kommt daher im Jubel,
Der seine Garben trägt.

(A. 3. d. 3.)

Die Juden in Basel 1789.

Es schreibt ein Berner Correspondent:
In Basel ist im Verlage von Ferd. Niem
eine Sammlung von Beispielen über alle
biblischen Hauptbegriffe in alphabetischer
Reihenfolge u. s. w. für Lehrer und Fa-
milien erschienen. Darin heißt es: Im
Sommer des Jahres 1789 plünderten
die Bauern die Juden im Elsaß und ver-
jagten sie. Mehrere hundert Personen,
darunter Greise, Kinder, Kranke, wurden
aus ihren Wohnungen vertrieben. Sie
flüchteten nach dem nahen Basel: Die
Regierung und die Bürger daselbst nah-
men die Verfolgten auf, beherbergten sie
und speisten die Armen unter ihnen. Der
berühmte Züricher Prediger Lavater
hielt sich zu derselben Zeit in Basel auf.
Er ließ zum Besten der verfolgten Juden
eine Schrift erscheinen. Als die Juden
wieder in ihre Heimath zurückkehren konn-
ten, beteten sie jeden Sabbath in ihren
Synagogen für ihre Wohlthäter. Sie
flehten Gott um Segen für diejenigen,
welche sie aus der Gewalt der Verfolger
gerettet hatten. Sie beteten: „Herr
Gott unserer Väter, laß ihr Almosen vor
Deinen Thron sich erheben, blicke herab
auf sie von Deiner heiligen Höhe und
gieße über sie den Becher Deines Segens
u. s. w.“ Das ärgerte diejenigen, die
das Volk aufgehetzt hatten. In einer
Druckschrift spottete einer derselben über
die barmherzigen Basler; er sagte darin:
„Wundert Euch nicht über die Basler,
daß sie die Juden aufgenommen haben;
denn ihren großen Reichtum haben sie
auch auf jüdische Weise erworben.“ Die
Basler kränkten sich nicht über so bö-
shafte Worte; sie fuhrten fort, barmherzig
zu sein, wie ihr Vater im Himmel barm-
herzig ist.

Ausland.

London, im Juli. — Ein abermaliger
Beweis von den vorzüglichen Leistun-
gen der jüdischen Taubstummen-Anstalt
in London wurde am Sabbath, den 8. v.
M., dadurch geliefert, daß ein Jüngling,
Moses da Costa, in der spanischen und
portugiesischen Synagoge allgemein ver-
ständlich seine Paraschah vorlas.

Schlesien, den 12. Juli. — Die
königliche Regierung zu Breslau hat un-
ter dem 18. Mai cr. einen Erlaß an den
hiesigen Magistrat ergehen lassen, worin
gesagt wird, daß diejenigen israelitischen
schulpflichtigen Kinder, die nicht mit Wil-
len und Wissen ihrer Eltern an einem
öffentlichen christlichen Religionsunter-
richt theilnehmen, und keinen Privat-
unterricht von einem qualificirten Reli-
gionslehrer erhalten, durch polizeiliche
Maßregeln zum Besuche der öffentlichen
israelitischen Religionschule angehalten
werden können.

Königsberg. — Eine Anzahl rus-
sisch-jüdischer Schlächter, Köchinnen u. s.
w., die sich seit Jahren zur Zeit der Bade-
saison in Cranz befinden, um ihren zur
kur weilenden Landsleuten und Glau-
bensgenossen Dienste zu leisten, ist von
dort ausgewiesen worden und hat den
Ort verlassen. Da viele von den streng-
gläubigen Badegästen diese Dienerschaft
nicht entbehren wollen, so dürften nach
der „König. Hart. Ztg.“ auch sie sich
fortbegeben. Die an maßgebender Stelle
gegen die Ausweisungen gemachten Vor-
stellungen blieben im Hinblick auf die
Anordnungen des Ministers des Innern
erfolglos.

Habsheim im Elsaß. — Es war am
Samstag Abend in der Synagoge, als
ein, wie es schien, etwas heftiger, wenn
auch leise geführter Disput zwischen zwei
Besuchern des Gotteshauses entstand.
Das Kampfsobject jedoch war weder eine
Mizwah, noch betraf es überhaupt Syn-
agoge und Gottesdienst. Dieselben
mußten nur den „passenden“ Ort und
Zeit dazu hergeben; Gegenstand des Ha-
ders war die eigene Person der Streit-
enden, sie konnten sich — es ist kaum glaub-
lich, aber wahr — nicht darüber einigen,
wer von ihnen beiden der Schöner sei!
Die Streitenden waren, wie ich aus-
drücklich hinzufügen muß, nicht etwa aus
dem Jrenhaufe entsprungen, sondern
vernünftige, anständige junge Leute.
Der so schwerwiegende wissenschaftliche
Disput wurde auf der Straße fortgesetzt,
und da die schönen Leute mit Worten sich
nicht einigen konnten, und gerade kein
Paris zur Hand war, suchte ein jeder dem
anderen die Wahrheit seiner Behauptung
handgreiflich zu beweisen. Das hiesige
Schöffengericht, vor dem sich Beide we-
gen öffentlichen Unfugs zu verantworten
hatten, klärte sie leider auch nicht hier-
über auf, belegte sie jedoch mit je 5 M.
Geldbuße, resp. einem Tage Gefängnis.

Graz, 12. Juli. — Gestern hielt hier
der steirische Kunst- und Industrieverein
seine Generalversammlung ab. Bei Er-
öffnung der Versammlung nahm der
Präsident des Vereins, Graf Heinrich
Attems, Veranlassung, sich gegen den
Antisemitismus auszusprechen: „Nicht
gleichgiltig kann es sein,“ so sagte er,
„wenn sich außerhalb unseres Kreises
Elemente finden, welche unser Friedens-
werk stören, welche zu den vielen Reib-
ungspunkten, die leider im nationalen
Kampfe unseres geliebten Oesterreichs
schon bestehen, leichtsinnig auch noch neue
herbeizerrren und Tendenzen in den Vor-
dergrund treten lassen, die geradezu ein
Hohn für den Kulturstandpunkt unseres
Jahrhunderts sind. Ich weiß, daß ich in
Ihrer Aller Namen spreche, wenn ich an
dieser Stelle gegen dieses Beginnen feier-
lich Protest einlege und es offen aus-
spreche, daß wir rückhaltlos im diame-
tralen Widerspruch zu diesen zersetzenden,
das Volks- und Staatsleben verpestenden
Doctrinen stehen, daß wir uns des ge-
sunden Sinnes freuen, den unsere Arbeit
hierbei an den Tag gelegt, und daß wir
vollkommen auf deren Seite stehen. Das
Schüren von nationalem Widerstreit
und Racenhass ist gemeinschädlich, ist ein
Krebsgeschwür im gesunden Marke des
Volkes, ist abträglich dem Volkswohl, ist

unpatriotisch. Aus diesem Grunde treten
wir den Schürern mit offenem Bistirent-
gegen.“

Sedletz (Galizien) 10. Juli. — Die-
ser Tage erfolgte hieselbst seitens der
Gouvernementsverwaltung eine Anord-
nung, wonach über ca. 40 hebräische
Privatschulen die Schließung verhängt
wird. Auf Grund dieser neuen Anord-
nung können hebräische Privatschulen in
Sedletz und in den Bezirken des Gouv.
Sedletz nur mit Genehmigung des Chefs
der Schuldirektion eröffnet werden, und
unterliegen außerdem der Aufsicht des
Kreischefs und der Beamten der Land-
schaftspolizei.

Dolhinow (Rußland). — Am 4.
Juli verschwand im Dorfe Gebrijij im
Wilna'schen Gouvernement der 14-jäh-
rige Stiefsohn des Bauern Sossim Kras-
sowitschij. Nach einigen Tagen fand man
seine Leiche, und bald verbreitete sich das
Gerücht, die Juden hätten den Knaben
ermordet, um sein Blut zu religiösen
Zwecken zu gebrauchen; der Dorf-Geist-
liche soll auffallender Weise das Volk im
Glauben an dieses Gerücht unterstützt und
bestärkt haben. Wie ein Lauffeuer machte
das Gerücht nun schnell die Runde. Der
Stiefvater des ermordeten Knaben zog
mit einigen Dorfbewohnern durch die
Dörfer und Flecken der Umgegend, über-
all in den grellsten und gräßlichsten Far-
ben die Gräueltthat der Juden schildern
und das Bauernvolk zur Rache und Ver-
geltung gegen die „Verdammten“ auf-
wiegelnd. Ihre Neben fielen auf einen
furchtbaren Boden, der durch die anti-
semitische Presse, durch eine die christliche
Bevölkerung demoralisirende judenfeind-
liche Wühlerei, durch die alten und neuen
Ausnahmegesetze für die Juden schon vor-
bearbeitet war. Die Unruhe und der
bis zur Raserei gesteigerte Zorn der Land-
bevölkerung gegen die Juden wuchsen mit
jeder Stunde und kamen bald zum Aus-
bruch in Gewaltthatigkeiten und Plün-
derungen der im Dorfe lebenden oder nur
vorübergehend anwesenden Juden. Lech-
tere gingen nun die örtliche Obrigkeit an,
eine medicinische Besichtigung der Leiche
vorzunehmen, welche auch bald zu Stande
kam. Die Aerzte fanden eine äußerliche Ver-
letzung an der Leiche und constatirten den
Erstickungstod. Dieser Ausgang der me-
dicinischen Besichtigung, welche so jede
Verdächtigung, daß die Juden den Mord
begangen hätten, auf's Entschiedenste be-
seitigte, hat jedoch den erwünschten Er-
folg nicht gehabt. Der rasend gewordene
Pöbel wollte von keinem Innehalten
wissen. Noch mehr. Um dieselbe Zeit
machte im Dorfe Gebrijij und Umgegend
ein anderes, diesen Mord betreffendes
Gerücht von sich sprechen, nach welchem
der Bauer Sossim Krasowschij, der
Stiefvater, selbst seinen Stiefsohn, den
er am 4. Juni mit sich in den Wald ge-
nommen hatte, um dort Holz zu fällen,
ermordet haben soll, um sein vom Vater
ererbtes Vermögen sich anzueignen, wel-
ches er, Sossim, bis dahin verwaltet
hatte, und das in letzter Zeit oft zu hefti-
gen Streitigkeiten zwischen Stiefvater
und Stiefsohn geführt hat. Man sollte
glauben, daß dieses Gerücht eine größere
Dosis von Wahrscheinlichkeit enthält als
das erstere, und daß der Stiefvater nicht
unbedingten Glauben hätte finden sollen.
Allein nichts konnte die Raublustigen von
ihrem Vorhaben abbringen. Die Juden
im benachbarten Dolhinow, wo am 24.
Juni ein Jahrmarkt stattfinden sollte,
ahnten nun nichts Gutes und ersuchten
die örtlichen Behörden, rechtzeitig Sicher-
heitsmaßregeln zu treffen, was auch ge-
schehen ist. Die örtliche Polizei, verstärkt
durch die Polizei-Mannschaft der Umge-
gend auf 200 Mann, war in Dolhinow
bereits auf dem Platze. Aber bald er-
wies sich, daß die Polizei die Bewegung

